

OTTMAR FUCHS

## Auch die „Anderen“ erfahren Leid Manfred-Görg-Gedenkvorlesung 2024

Es ist mir eine große Ehre, zu dieser Vorlesung in Erinnerung an Prof. Dr. Dr. Manfred Görg eingeladen zu sein. Ich kenne ihn vor allem von seiner Bamberger Zeit her. Als ich in Bamberg Studentenpfarrer war, Ende der 70er Jahre, ist er von der Bamberger theologischen Fakultät auf den Lehrstuhl für Altes Testament berufen worden. Sehr bald hatten wir Kontakt miteinander. Ich habe ihn des Öfteren eingeladen zu Vorträgen und Einkehrtagen für die Studierenden. Und es war immer ein inhaltliches und spirituelles Ereignis, Manfred Görg in seiner Analyse und Interpretation alttestamentlicher Texte kennen und schätzen zu lernen. Eine Gruppe befreundeter Professoren, zu denen er auch gehörte, hat mich zu ihren regelmäßigen Treffen mit eingeladen. Und so konnte ich ihn auch in diesem Kreis wahrnehmen, mit immer wieder neuen Überraschungen, die er mit seinen Einsichten und vor allem auch mit seinem Humor einzubringen wusste.

In dieser Zeit hat er mich auch sehr unterstützt in der Themenfindung und in der Durchführung meines Habilitationsprojektes zur Wiederbelebung des Klagegebets aus dem Alten Testament heraus.<sup>1</sup> Die Gespräche mit ihm eröffneten mir Einsichten und Ideen, die ich in Büchern nicht leicht gefunden hätte. Nach der Habilitation in Würzburg wurde ich auch sein Kollege in Bamberg für das Fach Pastoraltheologie. Und so durfte ich ihn ein paar Jahre, bis er nach München ging, als Kollegen erleben, immer findig, niemals langweilig, sehr offen für die Studierenden und umso mehr als einen guten Freund. Ich habe sein Weggehen sehr bedauert. Irgendwie ist so etwas wie die Seele unserer Fakultät mit ihm verschwunden. So, wie ich ihn kennengelernt habe, glaube ich sehr, dass das, was mir im Folgenden am Herzen liegt, auch für ihn wichtig gewesen wäre.

---

<sup>1</sup> Vgl. Ottmar Fuchs, Die Klage als Gebet. Eine theologische Besinnung am Beispiel des Psalms 22, München 1982.

## 1. Hinführung

Ich gehe dieses Thema nicht „neutral“ an. Ich stehe nicht über den Dingen, sondern befinde mich mitten in ihnen, und ich erkenne mich selbst in vieler Hinsicht als Teil der Problemlage. Mit einer Vogelperspektive vergleichend über Probleme und Menschen hinwegzusehen, liegt mir fern. Es handelt sich eher um schwierige Suchbewegungen zwischen Argumenten und Erfahrungen.

Seit ich Mitte der fünfziger Jahre, fast noch ein Kind, das erste Mal heimlich von der Kinder- und Jugendbuchabteilung der Erlanger Stadtbücherei in den Erwachsenenbereich hinüberschlich, dort in der zeitgenössischen Geschichtsabteilung gelandet bin und einen der ersten Dokumentationsbände über die Judenverfolgung im Nazi-Deutschland in die Hand bekam: Seit diesem Schock der Bilder, der mich bis ins Innerste traf, hat mich dieses „Thema“ nie wieder verlassen. Verbunden mit dem hilflosen Gefühl der Nachfahren der Täter, hilflos, weil man nicht mehr in die Vergangenheit eingreifen und etwas verändern kann. Die Opfer bleiben unwiederbringbar vernichtet. Eine nachträgliche Rettung ist nicht möglich. Diese Erfahrung der Ohnmacht der Vergangenheit gegenüber suchte sich ein besonderes Ventil relativer „Wiedergutmachung“ darin, sich mit dem neuen Staat Israel rückhaltlos zu solidarisieren. 1969 pflückte ich Äpfel und Baumwolle im Kibbuz „Mischmar David“, etwa auf halber Strecke zwischen Tel Aviv und Jerusalem.

Ich freute mich mit den Israelis über den erfolgreichen Sechs-Tage-Krieg und ließ mir die ausgebrannten jordanischen Panzer zeigen. Damals hätte ich Israel die hemmungslose Eroberung auch noch der Gebiete über den Jordan hinaus gegönnt. Die Araber waren für mich, tief beeindruckt von Buch und von Film „Exodus“ von Leon Uris, als Feinde Israels auch meine Feinde, die, in einer eigenartigen projektiven Übertragung, die Juden genauso vernichten wollten wie die Deutschen es grauenhaft durchführten. Und dass die jüdischen Befreiungsgruppen im Verlauf der Staatsgründung terroristische Gewalt anwandten, war für mich klar. Nach dem, was die Deutschen den Juden angetan hatten, hatten die Juden in Israel ein Recht darauf, ihr eigenes, biblisch verbrieftes Land umfassend zu besiedeln und mit Gewalt zu erobern, zu verteidigen bzw. zu vergrößern. Der projektive Subjektwechsel ging mir damals nicht auf: Die arabischen Palästinenser, die nichts mit dem Holocaust zu tun hatten, mussten in meiner Imagination

als Sündenböcke dafür herhalten, was Deutsche verbochen hatten. Dass auch ihnen Gewalt angetan wurde, erreichte mein Wahrnehmungsbewusstsein nicht sonderlich. Dass ich mit dieser totalitären positiven Diskriminierung der Juden in Palästina die arabische Bevölkerung negativ diskriminierte und damit einen umgekehrten Rassismus betrieb, wurde mir ebenfalls nicht bewusst.

Erst in den achtziger Jahren, bei verschiedenen Aufenthalten in Israel und Palästina, bekam meine bisherige Einstellung erst feine, und dann immer tiefere Risse. Insbesondere in direkten Begegnungen mit palästinensischen Christen und Christinnen erlebte ich die andere Seite, verbunden mit einigen wirklich erschreckenden Einzelerfahrungen in diesem Zusammenhang<sup>2</sup>. Seitdem hat sich mein Wirklichkeitsradius verändert, mit der Konsequenz, dass ich oft zerrissen bin in dieser „doppelten Solidarität“ für das jüdische Volk wie auch für das palästinensische Volk. Ich weiß nun wirklich so viel, dass ich mir nicht mehr einreden lasse, das palästinensische Volk lebte nicht in wirklicher Not und struktureller Ungerechtigkeit. Kein noch so berechtigtes Schutzbedürfnis des Staates Israel kann eine solche Besatzungspolitik rechtfertigen. Mir geht es nicht um eine umgekehrte Schwarz-Weiß-Zeichnung, als seien die Palästinenser unschuldig und die Israelis nun die Alleinschuldigen. Dazu gibt es viel zu viel Terror, sei es struktureller oder akuter Art, auf beiden Seiten. Niemand ist unschuldig an diesem Konflikt. Doch müssen von Not Betroffene nicht unschuldig sein, um Solidarität beanspruchen zu können. Der Zustand ihres Leidens ist ausschlaggebend.

Soweit wenigstens ansatzhaft die Verwurzelung meines Denkens in persönlichen Erfahrungen. Auch Johann Baptist Metz realisiert in seiner Biografie, was er „narrative Wahrheitserschließung“ nennt,<sup>3</sup> wenn er auf eigene Begebenheiten zu sprechen kommt, wie sie den Hintergrund seiner Theologie bilden. Verbunden mit den persönlichen Erinnerungen von Metz (und anderer) kann man hier durchaus von einer traumatischen Urevidenz dieser Hermeneutik sprechen. Deswegen ist sie auch so unbeirrbar und unabdingbar. Solche an Traumatisierungen heranreichende Narrative persönlicher Art darf man nicht unterschätzen und auch nicht die Kraft, die

---

<sup>2</sup> Vgl. dazu Ottmar Fuchs, Ortsbegehung palästinensischer Erfahrungen und Theologie, in: Pastoraltheologische Informationen 17 (1997) Folge 37, 79-98.

<sup>3</sup> Johann Baptist Metz, Memoria passionis. Ein provozierendes Gedächtnis in pluralistischer Gesellschaft, Freiburg i. B. 2006, 250.

sie hinsichtlich inhaltlicher Anliegen und ihrer Durchsetzungsfähigkeit haben. Solche Narrative finden sich bei Moltmann<sup>4</sup>, bei Metz,<sup>5</sup> und anderen.

Im Horizont *solcher* narrativen Kontexte löst sich dann auch die Ambivalenz der Aufklärung auf, wenn sie diesen scharfen Blick hat. Denn der Vernunftdiskurs wird an den solidarischen Erinnerungsdiskurs gebunden. Ohne Compassion wird überhaupt nichts verstanden und vor allem nichts verändert! So fordert Metz gegenüber Habermas die Verwurzelung der herrschaftsfreien Verständigung in der „Herrschaft“ der Memoria passionis.<sup>6</sup> Diskursethik und anamnetische Ethik benötigen sich gegenseitig.<sup>7</sup> Ohne Mitgefühl gibt es keine Rettung des Singularen auf der Erkenntnis-ebene. Solche Sensibilität darf nicht mit Sentimentalität verwechselt werden, die nur dem Mitgefühl mit sich selbst gilt.

## 2. Koloniale Wahrnehmung ist keine „Wahr“-Nehmung

Erst einmal ein Beispiel selbstgefälliger Nicht-Wahrnehmung durch koloniale Vorurteile: Anfang des letzten Jahrhunderts hat der türkische Schriftsteller Ömer Seyfettin die Geschichte „Der geheime Gebetsraum“ geschrieben. Der Autor stellt einen jungen orient-begeisterten Europäer dar, dessen ebenso naives wie unverrückbares Orientbild ihn daran hindert, die Wirklichkeit der türkischen Kultur wahrzunehmen. Zunächst hat er das Vorurteil, dass sich die Türken von ihrer eigenen Kultur entfremdet und europäisiert haben. Er ist auf der Suche nach der ursprünglichen türkischen Kultur. Und so führt der türkische Gastgeber den französischen Gast in ein traditionell türkisches Haus. Der Franzose ist entzückt von all dem Alten und Ursprünglichen, das er dort in allen Winkeln sieht. Und er schwärmt,

---

<sup>4</sup> Jürgen Moltmann erinnert sich an ein traumatisches Erlebnis, nämlich wie er die Zerstörung Hamburgs erlebt und wie er in diesem Feuersturm die Antwort auf seine Frage erfährt „wo ist Gott?“, nämlich „Gott erlitt all diese Zerstörungen und dieses sinnlose Sterben, das Menschen an Menschen verübten. Die Leidensgeschichte der Welt ist auch die Passionsgeschichte Gottes, der diese Welt trägt und erträgt.“ So Jürgen Moltmann in einer seiner letzten Publikationen: Weisheit in der Klimakrise. Perspektiven einer Theologie des Lebens, Gütersloh 2023, 184.

<sup>5</sup> Metz hat als jugendlicher Soldat erlebt, dass alle seine Kameraden tot waren, nachdem er von einem Ort zurückgekommen ist, wo er vorher eine Nachricht überbringen musste, vgl. Johann Baptist Metz, in: Ekkehard Schuster, Reinhold Boschert-Kimmig, Trotzdem hoffen, Mit Johann Baptist Metz und Elie Wiesel im Gespräch, Mainz 1993, 49-50: „Ist es verwunderlich, ... wenn ich vom Gott-Vermissen rede?“ (50).

<sup>6</sup> Vgl. Metz, Memoria passionis, 99.

<sup>7</sup> Vgl. Johann Baptist Metz, Dimensionen der Anamnetik, in: Klaus-Peter Pfeiffer, Vom Rande her? Zur Idee des Marginalismus (FS Heinz Robert Schlette), Würzburg 1996, 155-161, 157.

dass er nun wirklich in den wahren Orient geblickt habe, denn er habe den geheimen Gebetsraum im soeben besuchten Haus entdeckt: geheimnisvolle Gräber mit Mumien, Spruchbänder, Gefäße voll heiligen Wassers und geheimnisdurchwobene, in bestimmter Winkelanordnung gespannte Schnüre habe er entdeckt, habe sogar vom Heiligen Wasser gekostet und sei dann voll heiligen Entsetzens geflohen: denn womöglich hätten sich ja wegen des Frevels die Toten erheben und ihn angreifen können.

Sein Zuhörer kann sich vor Lachen nicht mehr halten: der geheime Gebetsraum ist nur eine Rumpelkammer, in der sich Wäschetruhen, Wäscheleinen, alte Spruchbänder des Mannes der gastgebenden Frau, Näpfe zum Auffangen des Regenwassers, Kleiderbügel usw. befanden. Der Gast hatte zurückgelassenes Gerümpel für die ursprüngliche türkische religiöse Kultur gehalten. Eigensinnig lässt er sich nicht davon abbringen: er wirft nun den Türken selbst vor, dass er die wahren inneren Schätze seiner eigenen Kultur nicht mehr wahrnehmen kann und dass er blind für diese alten Werte sei.<sup>8</sup>

Der Europäer, des modernen Europa überdrüssig, sehnt sich nach einer Fiktion des alten Orients zurück. Er überträgt den Aberglauben, den er dem türkischen Volk unterstellt, auf die Dinge, die er sieht und nicht sofort versteht. So zeigt der Autor karikaturhaft die naive Romantik eines Europäers, der alles Verfallene, Alte und Ursprüngliche entzückt bewundert und die wirklichen Gegebenheiten nicht zu schätzen weiß.

So witzig diese Geschichte ist, so erstarrt das Schmunzeln angesichts des dahinterliegenden kolonialen Motivs: Kolonial ist dabei (bis in die herrschaftspolitischen Konsequenzen), dass die andere Seite nicht für würdig geachtet wird, eine eigene Stimme in der Wahrnehmung der Wirklichkeit zu haben, dass sie nichts zu sagen hat und nach eigenen Gutdünken behandelt, im Schlimmsten Fall um ihr Wohlergehens- und Lebensrecht gebracht werden darf.

*Szenenwechsel:* Als Prinz William und Herzogin Kate auf ihrer Karibikreise im Frühjahr 2022 verschiedentlich erleben mussten, dass sie nicht willkommen waren und dass das diamantene Thronjubiläum ihrer Großmutter dort ganz andere Assoziationen weckte, haben sie gespürt, dass es derart blind gegenüber der eigenen Vergangenheit nicht mehr, auch nicht

---

<sup>8</sup> Vgl. Ömer Seyfettin, *Gizli Mâbet* (Titelgeschichte des gleichnamigen Sammelbandes) 1923, Istanbul 1963.

mehr mit dem Königshaus, weitergeht. In einem Schreiben der Gruppe „Advocates Network“, von zahlreichen Unterschriften unterstützt, mussten sie lesen: „Wir sehen keinen Grund, den 70. Jahrestag der Besteigung des britischen Throns durch ihre Großmutter zu feiern, denn unter ihrer Führung und der ihrer Vorgänger wurde die größte Menschenrechts-tragödie in der Geschichte der Menschheit aufrechterhalten.“<sup>9</sup>

Aus deutscher Perspektive, worin zu Recht Auschwitz eine unvergleichlich unendliche Erinnerungsarbeit und Verantwortung bedeutet, horcht man hier auf. Die Gruppe Advocates beansprucht hier, stellvertretend für die Millionen Versklavungen in der Karibik und überhaupt auf der ganzen Erde in den Jahrhunderten der britischen Kolonialherrschaft, eine Singularität dieser Tragödie für die ganze Menschheit.

Darf man ihnen, den Betroffenen und ihren Nachfahren, diesbezüglich über den Mund fahren? Denn die Sklavereigeschichte ist selbst eine in der Menschheitsgeschichte permanente unermessliche historische Leiderfahrung, wenn auch eine andere als die von Auschwitz. Leiden hat immer eine eigene tiefgreifende Evidenz, die nach Worten schreit, ihre eigene unendliche Leidenstiefe möglichst intensiv auszudrücken. Dass sich hier beide superiore Positionen aus der judengeschichtlichen bzw. aus der sklavengeschichtlichen Welt logisch ausschließen, hat keine Bedeutung gegenüber der Notwendigkeit, dass beide Erinnerungen im je eigenen Bereich bis zum Äußersten ins Wort kommen dürfen und dass sich beide darin gegenseitig stützen und achten.<sup>10</sup>

---

<sup>9</sup> Vgl. <https://www.independent.co.uk/voices/prince-william-kate-middleton-jamaica-independence-b2040630.html>, Zugriff 3.4.2022. Vgl. auch Christoph Meyer, Nick Kaiser (dpa), Ein schweres Erbe. Bei einer Karibik-Reise von Prinz William und Herzogin Kate wird deutlich, dass sich die Royals in Zukunft ihrer Verantwortung für ihre Kolonialvergangenheit stellen müssen, in: Obermaintagblatt 166 (2022) 72 (28.3.2022), 14.

<sup>10</sup> Die britische Nation benötigt schon seit langem einen Mentalitätswechsel hinsichtlich des Blickes auf die eigene koloniale Vergangenheit. Entschuldigungen der politisch und monarchisch Verantwortlichen sind das Mindeste, auch wenn und gerade wenn sie immense Einstellungsänderungen in der Folge haben: Von der ungebrochenen Helden-Veteranen-Erinnerung hin zu der Priorität, die eigene Geschichte aus der Perspektive derer, die hemmungslos enteignet und denen unermessliches Leid zugefügt wurde, zu rekonstruieren, auch wenn es bedeuten sollte, das britische Museum nur noch als Repliken-Mausoleum erhalten zu können.

### 3. Gegenseitige Solidarität

Es gibt tatsächlich so etwas wie eine gegenseitige Assoziationssolidarität unterschiedlicher Betroffenengruppen, die bis in die Praxis gegenseitiger Wahrnehmung und Unterstützung auch politisch ist. Ein besonders eindrückliches Beispiel ist die Solidarität jüdischer Geistlicher mit den schwarzen Bürgerrechtlern um Martin Luther King. „Und eine Gruppe von 15 Rabbinern, die im Sommer 1964 in Florida bei einem Bürgerrechtsprotest verhaftet wurden, verkündete, dass sie ‚als Juden‘ demonstriert hätten, ‚die sich an die Millionen gesichtsloser Menschen erinnern‘, die in Hitlers Krematorien ermordet wurden.“<sup>11</sup>

Hier zeigt sich deutlich: die Unvergleichbarkeit von Auschwitz wirkt sich nicht selbst kolonial aus: sie verhindert nicht, sondern radikalisiert und vertieft die Dynamiken und die Strukturen dessen, was in der Unterdrückung der schwarzen Menschen und in der Apartheid in den USA geschieht. So schrieb der aus Berlin stammende Rabbiner Joachim Prinz, der in den 30er Jahren nach Amerika ausgewandert war, angesichts des Rassismus in den USA: „Die deutschen Juden, schrieb er, würden nach mehr als vier Jahren nationalsozialistischer Verfolgung ‚schärfer sehen und stärker empfinden‘: ‚wir verstehen sie zu gut, die Schwarzen im Ghetto zu Harlem.“<sup>12</sup>

Der afroamerikanische Soldat, der mit seinen Kameraden das Konzentrationslager Buchenwald befreit hat, entdeckt von daher mit aller Schärfe die Probleme im eigenen Land: den Rassismus gegen die afroamerikanische Bevölkerung, der sich paradoxerweise auch darin zeigt, dass die befreiende Armee selber strikt nach Hautfarbe segregiert war. Dieser Soldat machte es sich später zur Lebensaufgabe „die Erinnerung an den Holocaust und an die Leiden und Kämpfe der afroamerikanischen Bevölkerung zu bewahren, ohne das eine gegen das andere aufzurechnen. Nur so, das wusste er, sind Verständigung und Solidarität möglich. Und nur so können sich die Betroffenen von Hass und Hetze wechselseitig

---

<sup>11</sup> David Jünger, Von Buchenwald nach Alabama. Holocaust und Rassenhass: schwarze Amerikaner identifizierten sich mit den Opfern der Judenverfolgung – amerikanische Juden unterstützen die schwarze Bürgerrechtsbewegung. Eine Geschichte von Solidarität und Selbstbehauptung, in: DIE ZEIT Nr. 5 vom 27.1.2022.

<sup>12</sup> Ebd.

stärken im Kampf gegen ihre eng verschwisterten Feinde Rassismus und Antisemitismus.“<sup>13</sup>

*Szenenwechsel:* Am 28. April 2022 in der ARD-Tagesschau um 17 Uhr, ein Bericht über den „Marsch der Lebenden“ vom Konzentrationslager Auschwitz zum Vernichtungslager Birkenau. Dies ist ein Teil des im Feature gesprochen Textes:

„Vlada hat die ukrainische Fahne mitgebracht. Zu diesem Marsch der Lebenden in Auschwitz wurden auch ukrainische Flüchtlinge eingeladen. Der Krieg in ihrer Heimat ist für die 14jährige Jüdin immer präsent. ‚Das was in jeder Region in meiner Heimat geschieht, ist ein unvorstellbares Grauen. Ich habe mich mit der Geschichte des Holocausts beschäftigt. Der Genozid, der damals stattfand und das, was jetzt passiert, ist doch im Prinzip das Gleiche.‘ ...

Mehr als eine Million Menschen wurden an diesem Ort von den Nazis grausam getötet. Fast die gesamte Familie des 96jährigen Edward Mosberg zählt dazu. Auschwitz, das ist für ihn mit nichts anderem zu vergleichen. ‚Das ist eine komplett andere Geschichte als die Ukraine, das hat nichts hiermit zu tun.‘“

Was für ein Gegensatz: Doch beide gehen zusammen den „Marsch der Lebenden“. Der Sprecher beendet die Szene mit der ebenso feinfühlig wie präzisen Bemerkung: „Und so sind sie heute vereint im Schmerz, mit der Erinnerung an die Vergangenheit und mit dem Erlebten der Gegenwart.“

In der Solidarität mit der von Russland überfallenen Ukraine steht die geschichtlich wirksame Erinnerung von Auschwitz auf dem Spiel. Ein Symbol dafür ist die Tatsache, dass bei einem Angriff im ukrainischen Charkiw der 96 Jahre alte KZ-Überlebende Boris Romantschenko ermordet wurde.<sup>14</sup>

---

<sup>13</sup> Ebd.

<sup>14</sup> Vgl. <https://www.stern.de/news/entsetzen-ueber-tod-von-kz-ueberlebendem-bei-angriff-in-ukraine-31719666.html>, Zugriff 11.4.2022.



#### 4. Mehrseitige Einseitigkeit: „nicht ohne die anderen“<sup>15</sup>

Eindrucksvoll war in der Geschichte schon immer das Zeugnis derer, die in einer akuten Situation auch den Blick für die Opfer der „Anderen“ noch wahrgenommen haben. Wie zum Beispiel der Berliner Dompropst Bernhard Lichtenberg: Wegen Volksverhetzung und Kanzelmissbrauch war Lichtenberg im Herbst 1941 verurteilt worden. Er war den Machthabern schon lange ein Dorn im Auge mit seinen eigenwilligen und unbelehrbaren Kanzelverkündigungen. Und das tat er als Pfarrer und Domprobst an der St. Hedwigs-Kathedrale in Berlin ca. einen Kilometer von der Reichskanzlei entfernt.<sup>16</sup> Als am 9. November 1938 die Synagogen in Flammen aufgehen, jüdische Geschäfte geplündert und die Juden misshandelt und verhaftet werden, da betet Lichtenberg beim nächsten Abendgebet in St. Hedwig: „Was gestern war, wissen wir. Was morgen ist, wissen wir nicht. Aber was heute geschehen ist, haben wir erlebt: Draußen brennt die Synagoge. Das ist auch ein Gotteshaus!“ Von nun an wird er im täglichen Abendgebet genauso täglich in der Öffentlichkeit seiner Gemeinde das Fürbittgebet beten: „Für die schwerbedrängten 'nichtarischen Christen', für die verfolgten Juden, für die Gefangenen in den Konzentrationslagern...“ Und auch: „... für die kämpfenden, verwundeten und sterbenden Soldaten hüben und drüben, für die bombardierten Städte in Freundes- und Feindesland.“<sup>17</sup>

Damit durchbricht er jede Art von damals aufgezwungener „political correctness“. Indem Lichtenberg in seinen Fürbitten und Predigten die individuellen Schicksale auf allen Seiten offen legte, brachte er das totalitäre System in Turbulenz, das ja darauf angelegt war, Menschen in Blöcke einzuteilen und zwischen diesen Blöcken auch die Wahrnehmung der individuellen Schicksale zu regulieren, besonders im Nichtsehen des unermesslichen Leidens der feindlichen und der Vernichtung preisgegebenen Menschenblöcke.

*Szenenwechsel:* Auch der Weltgebetstag der Frauen hat während des Zweiten Weltkriegs Frauen aus miteinander kriegführenden Nationen miteinander verbunden und ihnen ermöglicht, ihre Anliegen und Fürbitten

---

<sup>15</sup> Vgl. Michel de Certeau, GlaubensSchwachheit, Stuttgart 2009, 177-180.

<sup>16</sup> Vgl. Ottmar Fuchs, Die andere Reformation, Würzburg 2016, 2/2017, 139-144.

<sup>17</sup> Vgl. Otto Riedel, „Ich bin bereit, noch in dieser Stunde zu sterben“, in: Deutsche Tagespost vom 4.4.1996, Nr.41,3 (zu diesem und zu den folgenden Zitaten).

für die Opfer auf jeder Seite zum Ausdruck zu bringen.<sup>18</sup> So im Gebet von Georgia Harkness aus der Weltgebetstagsordnung 1942:

Ich höre Gott in Todesqualen stöhnen,  
ich höre ihn, und selber bin ich satt,  
ich, die noch keinen Tag gehungert hat,  
ich sehe Kinder, hör sie schrein nach Brot,  
ich seh sie sterben; viele sind schon tot. –  
Ich bete – und ich werd nicht beten können.

Ich höre Gott in Todesqualen stöhnen,  
ich, die ich warm und sicher wohne,  
seh all die Menschen, die man ohne  
Ziel von Haus und Hof verjagt,  
von denen keiner mehr zu fragen wagt. –  
Ich sehe sie, und kann mich nicht gewöhnen.

Ich höre Gott in Todesqualen stöhnen,  
ich höre ihn, mir aber geht es gut,  
ich lache, liebe und bin frohgemut. –  
Doch Kinder sind in Elend und Gestank,  
Gewalt und Schmutz, an Leib und Seele krank –  
Wer geht und trocknet ihre Tränen?

Ich höre Gott in Todesqualen stöhnen,  
ich höre ihn und spüre und verstehe,  
daß ich Gott selbst in jedem Armen sehe,  
und nur, wenn ich ihm seine Wunden heile,  
und nur, wenn ich das Leben mit ihm teile,  
kann Gott sich mir und mit der Welt versöhnen.<sup>19</sup>

---

<sup>18</sup> Vgl. Ulrike Bechmann, Helga Hiller, Von der Frauenmissionsbewegung zum ökumenischen Gebetstag, in: Zeitschrift für Missionswissenschaft und Religionswissenschaft, 100 (2016), 228-240, 239.

<sup>19</sup> In: Helga Hiller, Ökumene der Frauen. Anfänge und frühe Geschichte der Weltgebetstagsbewegung in den USA, weltweit und in Deutschland, Stein Düsseldorf 2006, 325 (deutsche Fassung des Gebets von: Marie Dilger).

Die verantwortlichen Frauen des Weltgebetstags sind dieser Identität treu geblieben, vor allem auch, mit beträchtlichen Blockierungen und Anfeindungen in Deutschland, für palästinensische Frauen im Jahr 1994<sup>20</sup> und in diesem Jahr 2024.<sup>21</sup>

1994 hatte sich der Weltgebetstag der Frauen an den Erfahrungen palästinensischer christlicher Frauen orientiert und deren Gebetsordnung weltweit zur Grundlage für die Gottesdienstfeier am ersten Freitag im März gemacht. Die Frauen des Weltgebetstages hatten sich von den Betroffenen her selbst belehren lassen, einige von ihnen haben auf verschiedenen Fahrten in den besetzten Gebieten die Situation wahrgenommen und insbesondere mit palästinensischen Frauen gesprochen. Sie konnten intensiv wahrnehmen, wie sehr das palästinensische Volk die gegenwärtige Situation als Unterdrückung, als Not und Rechtlosigkeit erfährt. In der Gottesdienstordnung beten die Palästinenserinnen Verse aus dem Psalm 142, einem Klagepsalm. Gerade darum gab es hierzulande eine zum Teil erbitterte Diskussion insbesondere in den evangelischen Kirchen<sup>22</sup>. Dass die palästinensischen Frauen einen jüdischen Klagepsalm beten, sei eine Enterbung des jüdischen Volkes, weil Gebete, die sich vom Herkunftstext auf das Land des jüdischen Volkes und seine Geschichte bezogen, nun von Nichtjuden, also angeblich Fremden, im eigenen Land gegen die Juden selbst verwendet werden. Publik-Forum titelte damals hetzerisch: „Betet gegen Israel?“<sup>23</sup> Ich habe mich heftig dafür eingesetzt, dass die Palästinenserinnen ein hermeneutisches Recht haben, den Klagepsalm zu beten.<sup>24</sup>

---

<sup>20</sup> Vgl. Stephanie Klein, Dokumentation zum Weltgebetstag 1994 aus Palästina, Düsseldorf 1995.

<sup>21</sup> Vgl. Ulrike Bechmann, „...durch das Band des Friedens (Eph 4,1-6 und Ps 85). Auslegungen und Bibelarbeiten zum Weltgebetstag aus Palästina, Bethlehem: Diyar 2023 (<https://www.amazon.de/Durch-Band-Friedens-Bibelarbeiten-Weltgebetstag/dp/9950376548>), 5-7; 87-89. Vgl. dazu Amos Goldberg, Alon Confino, From the River to the Sea gibt's viel Raum für Interpretationen, in: <https://geschichtedergegenwart.ch/from-the-river-to-the-sea-gibts-viel-raum-fuer-interpretationen/>. Radikale Landvorstellungen gibt es bei den Hardlinern seit Jahrzehnten in Israel selbst, vgl. Tomas Avenarius, Die Idee der Eiferer, in *Süddeutsche Zeitung* Nr. 31 vom 7.2.2024, 4; auch Dan Diner, Genesis und Geltung, in: *FAZ* vom 23.1.2024.

<sup>22</sup> Die gesamte Auseinandersetzung ist dokumentiert und analysiert in Stephanie Klein, Dokumentation zum Weltgebetstag 1994 aus Palästina, Düsseldorf 1995.

<sup>23</sup> Vgl. Klein, Weltgebetstag 1994, Dokument 27; vgl. zu dieser Auseinandersetzung auch Ottmar Fuchs, Die Stimme der Leidenden ist heilig!, in: *Bibel und Liturgie* 67 (1994) 2/3, 127-142.

<sup>24</sup> Vgl. Ottmar Fuchs, Jüdische Klagepsalmen in Palästina – eine Herausforderung auch für die praktische Bibelhermeneutik, in: Ulrike Bechmann, Ottmar Fuchs (Hg.), *Von Nazareth bis Bethlehem: Hoffnung und Klage*, Münster 2002, 259-290; ders. Kontextuelle Theologie in Palästina, in: *Israel und Palästina II-III*, 2020, 59-74.

## 5. Nicht „ja-aber“, sondern „und“!

Was am 7. Oktober 2023 durch die Hamas geschah, ist durch *nichts* zu relativieren. Hier sind Menschen nicht „nur“ getötet, sondern im Ermordet-Werden noch bis zum äußersten entwürdigt worden. Schon die Berichte davon kann man nicht aushalten. Selbstverständlich gibt es eine Vorgeschichte in der Okkupation, Unterdrückung und Aussperrung palästinensischer Menschen, aber niemals kann das alles auch nur im Hauch eine Relativierung dessen sein, was am 7. Oktober geschehen ist, schon gar nicht für diese irrsinnige Lust an der Grausamkeit.

Die von palästinafreundlicher Einstellung kommende Rede des oft hörbaren „Ja-aber“ ist also völlig unangebracht: „Ja, das war schlimm, aber schlimm ist auch, was vom Staat Israel aus palästinensischen Menschen angetan wurde und wird.“ Wenn in dieser, wenn auch nur hintergründig rechtfertigenden Weise der 7. Oktober relativiert wird, steht dann auch von der anderen Seite einer ähnlichen Relativierung dessen, was der Staat Israel in seinem Krieg gegen den Gazastreifen tut, nichts im Weg. Denn auch hier ist eine ähnliche Redeweise zu hören: „Ja, es ist schlimm, dass nun über 40 000 Menschen und darunter ca. 20 000 Kinder vom israelischen Militär getötet wurden<sup>25</sup> (und dass dies den Kindern gegenüber ein tausendfacher Kindermord<sup>26</sup> ist), was aber mit dem berechtigten Anliegen in rechtfertigender Weise relativiert wird, dass sich Israel schützen und das Existenzrecht verteidigen dürfe und müsse.“

Es schmälert nicht das Grauen des Leidens, wenn man den von der Hamas vergewaltigten und getöteten Frauen sagt, dass dahinter eine Vorgeschichte ist und es schmälert auch nicht das Grauen der Leiderfahrung der palästinensischen getöteten Kinder und ihrer Eltern, dass am 7. Oktober Menschen in Israel derart vernichtet wurden. Solche Leiderfahrungen sind immer individuell, nie allgemein, sie haben ihre eigene Wucht, die keiner Verzweckung oder Legitimierung ausgesetzt werden kann.

---

<sup>25</sup> Auch hier meist „ohne jegliche auch nur versuchte Unterscheidung von Kämpfenden und Kindern“, so Günter Thomas, *Fatale Reaktionen*, in: <https://zeitzeichen.net/node/10915>, aber hier exklusiv bezogen auf die Gräueltaten der Hamas am 7. Oktober. Kritisch zu Thomas: Katja Dorotea Buck, Jens Nieper, Wenig Wissen, viele Unterstellungen, in: <https://zeitzeichen.net/node/10973>.

<sup>26</sup> Dieser Analyse darf man selbstverständlich nicht damit über den Mund fahren, dass es sich hier um ein antisemitisches Stichwort handele. Dies würde bedeuten, mit Erinnerungen ideologisch umzugehen, und sie dafür zu benutzen, gegenwärtige Wirklichkeit zu verschleiern und ihre Benennung als Antisemitismus zu kriminalisieren.

Es ist immer einseitig, sich gegenüber den Gewalttätern auf die Seite der Opfer zu begeben und dafür kann, jedenfalls in entsprechenden Texten, auch der biblische Gott beansprucht werden.<sup>27</sup> Aber leider gibt es auch biblische Texte, die auf einer Seite bleiben und den Erwählten selbst das Recht geben (und dabei auch Gott das Recht geben), gegnerischen Menschen Leid zuzufügen und sie zu vernichten,<sup>28</sup> vor allem wenn die Bedrängten selbst Oberhand gewinnen.

Es gibt nur eine Möglichkeit, diesem Dilemma gegenseitiger Rechtfertigungsversuche nicht zu rechtfertigender Handlungen zu begegnen, nämlich die beiden Orte der Leidzufügung nicht mit einem Ja-aber, sondern mit einem *Und* zu verbinden. Dies ist absolut keine ausgewogene Position, sondern behält in sich die paradoxe Einseitigkeit, in *jedem* Fall auf der Seite der Opfer zu sein.

Das Ja-aber steuert meist auf ein Entweder-oder zu und es gibt ja auch akute Gefährdungen, in denen es nur ein Entweder-oder gibt: in der Notwehr und in der Existenzsicherung. Wenn solche Situationen aber überwunden sind, geht es darum, möglichst schnell in den anderen Modus des Sowohl-als auch zu wechseln, damit es nicht wieder zu den akuten Situationen kommt. Dies gilt auch für den Wechsel vom Opfer- in den Herrschaftsstatus. Siegerphantasien von Minoritäten sind ebenso verständlich wie gefährlich, wenn sie zu Majoritäten werden.<sup>29</sup> Und: Menschen müssen nicht unschuldig sein, um den Opferbegriff beanspruchen zu dürfen, wenn ihnen grauenvolles Leiden zugefügt wird. Umso mehr gilt das, wenn sie selbst nicht an Gewalttaten beteiligt waren und sind.

Eine nur einseitige Opferwahrnehmung im Entweder-Oder-Algorithmus kann auch als Ausdruck (und als Auswirkung) der (bzw. auf die) eigenen gesellschaftlichen Verhältnisse angesehen werden, in der die vielen möglichen Sowohl-als Auchs einer bunten Gesellschaft immer mehr der Aussperrung der „Anderen“ anheimfallen. Meinungsgegner werden dann nicht nur argumentativ angegriffen, sondern als solche, die am besten gar nicht vorkommen sollten (gegen Mt 13, 29-30). Solche positiven Diskrimi-

---

<sup>27</sup> Vgl. Wolfgang Beck, Den inneren Kompass nicht verlieren, in: „Das Wort zum Sonntag“, in: <https://www.daserste.de/information/wissen-kultur/wort-zum-sonntag/videos/spricht-pfarrer-wolfgang-beck-hildesheim-video120.html>. (28.11.23)

<sup>28</sup> Zur entsprechenden Ambivalenz biblischer Texte vgl. Ottmar Fuchs, Nichts ist unmöglich. Gott! Aspekte einer postkolonialen Bibelhermeneutik, Würzburg 2023

<sup>29</sup> Vgl. Musa W. Dube, „What is the Truth“ (John 18,38), in: Theologische Quartalsschrift 202 (2022) 2, 254-273, 269, auch 272.

nierungen können leicht die gegenabhängigen Reaktionen negativer Diskriminierungen provozieren, vor allem wenn erstere von einer entsprechenden political correctness und den damit verbundenen cancel culture Entscheidungen unterstützt wird.

## 6. Ein „Sowohl-als-auch“, das nichts ausgleicht

In einem Konflikt „von außen“ zweiseitig auf der Seite derer zu stehen, denen Leid zugefügt wird, ist alles andere als eine ausgewogene Position, sondern realisiert die einseitige Parteinahme (wenn man so will auch Gottes) für alle Leidenden auf der einen wie auf der anderen Seite. Auch das Leid der anderen zu sehen, ist keine Ausrede derer, „die sich scheuen, klipp und klar auf der Seite der Opfer von Gewalt zu stehen“,<sup>30</sup> sondern riskiert die Zerrissenheit, für die Leidenden auf der einen wie auch auf der anderen Seite die Empathie und Solidarität nicht aufzugeben.<sup>31</sup> Die Intensitäten solchen wechselseitigen „Auf der Seite der einen und der anderen Stehens“ verändern sich, je nachdem in welchen Zeiten es besonders die eine oder andere Seite trifft.

Und so verstehe ich, wenn sich Wolfgang Beck unter dem unmittelbaren Eindruck des Geschehens vom 7. Oktober für die Einseitigkeit auf der Seite der Menschen in Israel ausspricht und dafür auch Gott selbst in Anspruch nimmt. Akute Situationen verschärfen die Parteinahmen. Nur gilt dies auch für andere akute Situationen, in denen man ebenfalls klipp und klar an der Seite der Opfer von Gewalt stehen sollte. Ich weiß: beides ist oft nicht auszuhalten und bringt gerade in der deutschen Konfliktlage enorme Konflikte, Unterstellungen und massive Vorwürfe ein, nur für die eine Seite sensibel und für die andere unsensibel zu sein. Weil das Ganze offensichtlich nicht ohne die Unterstellungen abläuft, man würde sich nur für die Gegenseite engagieren, weil man *auch* diese andere Seite sieht.<sup>32</sup>

---

<sup>30</sup> Vgl. Beck, Den inneren Kompass nicht verlieren.

<sup>31</sup> Vgl. Charlotte Wiedemann, Den Schmerz der Anderen begreifen. Holocaust und Weltgedächtnis, Berlin 2022. Um es etwas einfach zu sagen: Mir tut es weh, und wenn ich daran denke, kann ich nicht einschlafen, was Menschen am 7. Oktober zugefügt wurde, und mir tut es weh und ich kann ebenfalls nicht einschlafen, wenn ich daran denke, was in Gaza und im Libanon den Menschen angetan wird. Und beides macht mich bis in körperliche Reaktionen hinein „fertig“.

<sup>32</sup> Vgl. eindrucksvoll Viola Raheb, Nächstes Jahr in Bethlehem; Berlin 3/2021, 224-226.

Obwohl gerade das in der doppelten Solidarität überhaupt nicht angestrebt ist.<sup>33</sup>

Wenn empathiefähige Menschen das „Und“ gelten lassen und ernst nehmen, sind sie immer hoffnungslos überfordert. Denn es gibt eine Ubiquität des Leidens, der Kriege, der Naturkatastrophen auf dieser Erde, der man diesbezüglich nur nachhinken kann. Und es gibt akute Situationen, in denen man mit einer Seite bereits übervoll mit Mitschmerz ist. Man kann gar nicht alle Opfer mit der gleichen Intensität wahrnehmen. Man kommt mit dem eigenen Mitleid gar nicht nach. Wichtig ist aber, dass dies dann nicht zu zur Resignation oder gar Verachtung des Leidens auf der anderen Seite führt. In Wirklichkeit ist das immer sehr kompliziert, hin- und herreißend, nervenaufreibend und im Diskurs konfliktverschärfend. Wer sich um „ausgleichende“ Wahrnehmung von leidenden Menschen bemüht, kann gar nichts mehr ausgleichen. Gegenüber Leidzufügung gibt es jedenfalls keine neutrale Position: dieser Satz gilt *immer* und kann schnell von der einen Seite auf die andere Seite und wieder zurück wechseln. Und: Wenn auch die Leidenden auf der anderen Seite wichtig sind, sind auch diejenigen entsprechend wahrzunehmen und zu markieren, die für *deren* Leidzufügung verantwortlich sind.<sup>34</sup>

Und vor allem hilft es nicht, die von Israel unternommenen Leidzufügungen gegenüber dem palästinensischen Volk im Horizont des Holocaust zu relativieren.<sup>35</sup> Es hatte nichts damit zu tun. Der israelische Holocaust-Forscher Amos Goldberg, und der palästinensische Politikwissenschaftler Bashir Bashir plädieren hier für neue Form des Dialogs. „Sie erarbeiteten ein Konzept, das Shoa und Nakba – ohne sie gleichzusetzen – gegenüberstellte, ihren vergleichbaren Stellenwert im jeweiligen kollektiven Gedächtnis reflektierte und für gegenseitige Empathie plädierte.“ So „sollte es möglich sein, auch die Katastrophe der Anderen – ohne dass der aus den nationalen Traumata abgeleitete ‚ultimative Anspruch auf Gerech-

---

<sup>33</sup> Vgl. Ottmar Fuchs Wie verändert sich die Pastoraltheologie, wenn sie ihren eigenen Kernbereich im Horizont der Geschichte und Gegenwart „Israel“ begreift? in: Gerhard Langer, Gregor Maria Hoff (Hg.), Der Ort des Jüdischen in der katholischen Theologie, Göttingen 2009, 157-203.

<sup>34</sup> Wenn der Chefankläger des Internationalen Strafgerichtshofs (am 20. Mai 2024) Haftbefehle nicht nur gegen Anführer der Terrormiliz Hamas, sondern auch gegen den israelischen Ministerpräsidenten Netanjahu und seinen Verteidigungsminister Gallant beantragt hat, dann werden hier mit der Opferwahrnehmung auch die entsprechenden Täterbereiche identifiziert.

<sup>35</sup> Auch noch in fataler Weise theologisch begründet bei Friedrich-Wilhelm Marquardt, Was dürfen wir hoffen, wenn wir hoffen dürfen, Bd.2, Gütersloh 1994, 275-285.

tigkeit' aufgegeben werden müsste – in das eigene Narrativ einzubeziehen."<sup>36</sup>

## 7. Shoa-Erinnerung und postkoloniale Leidwahrnehmung

Solche Einsichten kann ich gut ins Gespräch bringen, z. B. mit dem Konzept der „Multidirektionalen Erinnerung“ des amerikanischen Literaturwissenschaftlers Michael Rothberg.<sup>37</sup> Rothberg wurde allerdings vorgeworfen, dass er die Singularität von Auschwitz in seinem Konzept der Multiperspektivität und damit der gegenwartsbezogenen Multiwahrnehmung von Leiden auflöse. Als Mensch, der zur Schicksalsgemeinschaft des Volkes mit deutscher Sprache und deutscher Kultur gehört und der von Jugend an in dieser „Betroffenheit“ existiert, kann ich dieses Argument sehr gut verstehen. Wie viele aus meiner Generation habe ich die palästinensische Seite erst viel später in meinem Leben wahrgenommen. Andreas Wirsching schreibt hier: „Unübersehbar aber bringt die postkoloniale Komparatistik erinnerungskulturelle Risiken ... leicht kann die postkoloniale Globalperspektive dazu missbraucht werden, die deutschen Verbrechen unter der NS-Herrschaft in ein universalistisches Entlastungsnarrativ einzuordnen.“<sup>38</sup> Dem stimme ich zu und möchte diese Aussage zugleich generativ verstehen, insofern andere genozidale Katastrophen demgegenüber ihre eigene, dann auch andere Singularität behaupten dürfen. Kein Leidensbereich muss sich selbst relativieren und ist auch nicht gezwungen, die eigene Singularität auf Kosten der Relativierung anderer Leidensräume herzustellen. Manche analytische Perspektive kann Unterscheidungen und Vergleiche<sup>39</sup> einbringen, muss sich aber der je persön-

---

<sup>36</sup> Joseph Croitoru, Die Shoa und die Nakba. Zwei eng verflochtene Urkatastrophen in: <https://qantara.de/artikel/die-shoa-und-die-nakba-zwei-eng-verflochtene-urkatastrophen> (26.10.24).

<sup>37</sup> Vgl. Michael Rothberg, Multidirektionale Erinnerung. Holocaustgedenken im Zeitalter der Dekolonisierung, Berlin 2012; vgl. dazu Micha Brumlik, Gedenken ohne zu verrechnen, in: Theologische Quartalschrift 202 (2022) 2, 175-186. Ähnlich mit seinem Konzept eines universalistischen Humanismus der jüdische Philosoph Omri Boehm, Die Würde der Menschheit, in: Süddeutsche Zeitung Nr. 265 vom 17.11.2023, 9; ders., Niemand hat das Recht auf „Terrorismus“, in: Süddeutsche Zeitung Nr. 239 vom 17.10.2023, 9.

<sup>38</sup> Andreas Wirsching, Ist der Tod kein Meister aus Deutschland mehr?, in: DIE ZEIT Nr. 19 vom 5. Mai 2022, 17.

<sup>39</sup> Vgl. Alexander Estis, Man wird ja wohl noch vergleichen dürfen, in: Süddeutsche Zeitung Nr. 299 vom 29.12.2023, 9. Das Einzige, was man in dieser Unvergleichbarkeit vergleichen kann, sind die nackten Zahlen. Immerhin will die Talionsformel Ex 21,24 die Blutrache nicht ins Unermessliche ausarten lassen: Für ein Auge darf nur ein Auge und für einen Zahn darf nur ein Zahn verrechnet werden. (Jesu Kritik der Talionsformel in Mt 5,38 f. lassen wir hier aus dem Spiel). Ein diesbezüglich reduzierter Blick lässt dann schon erschrecken: etwa angesichts des Unverhältnisses der israelischen und palästinensischen Toten



lichen Grundsingularität und „Eigenwertigkeit“ allen Leidens aussetzen. Jedes Leid, jeder Schmerz und jeder Tod haben ihre eigene Tiefe und damit Singularität.<sup>40</sup> Jedes Leid hat selber den Erfahrungsindex des Unvergleichlichen.

Solche Perspektive mindert nicht die historische Singularität von Auschwitz, sondern bewahrt sie davor, das Leiden anderer abzuschatten und zu degradieren, und steigert ihre postkoloniale Bedeutung für alle Formen der Leidzufügung und der Unterdrückung in dieser Welt. Diese universale Bedeutung der Shoa darf man nicht verletzen, auch um die möglichen Anfänge ähnlich „singulärer“ Katastrophen zu demaskieren und um ihre „Normalität“ zu bringen. Denn niemand wird die Singularität von Auschwitz *prospektiv* behaupten können: nämlich als sei Auschwitz so singulär, dass so etwas niemals mehr in Zukunft geschehen könne. Diese Gefahr einer zukünftig eben nicht exklusiven Singularität von Auschwitz verschärft umso mehr die generative Sicht, jede Art von beginnendem Rassismus, von Leidzufügung und Unterdrückung, von Ausgrenzung und Verachtung von vorneherein in diesem Blickfeld zu sehen.<sup>41</sup>

Aller Ruf „nie wieder!“ hat ja die tiefsitzende Befürchtung, dass so etwas wieder geschehen kann. Man darf also die Singularität der Shoa nicht derart in der Geschichte isolieren, dass all das, was im Holocaust geschehen ist, nicht überall auf der Welt in verschiedenen Partialitäten geschieht und in massiver Konzentration wieder geschehen könnte. Die spezifische Konzentration ist das Singuläre, nicht alles, was in der Shoa zusammengeballt war. Deshalb sind die „kleinen“ Anfänge zu solchen entsetzlichen „Konzentrationen“ als solche, nämlich im Horizont eines

---

Diese „Rechnung“ ist selbstverständlich auch falsch, weil es sich einmal um entsetzlichen Terror (und nicht etwa um einen bewaffneten Widerstand in einem hoffnungslos asymmetrischen Okkupations-situation), einmal um einen Verteidigungs-Krieg handelt, der von der Zivilbevölkerung in Gaza allerdings als entsetzlicher Terror erfahren wird. Zur Komplexität der hier gebrauchten Begriffe vgl. Peter Imbusch, Ralf Zoll (Hg.), Friedens- und Konfliktforschung, Wiesbaden 2/1999. Anders als bei der Verhandlung um die Rettung Sodoms (Gen 18,32-32), in der um zehn gerechter Menschen willen die Stadt gerettet wäre, werden jetzt um der Vernichtung eines Hamas-Führers willen Tod und Verletzung von Hunderten von palästinensischen Menschen und die Zerstörung ihrer Häuser in Kauf genommen. Menschenleben gelten nichts mehr, darum wird nicht mehr gestritten.

<sup>40</sup> Ohne auf das, was der afrikanische Vordenker der postkolonialen Perspektive Achille Mbembe an Israel kritisiert hat, hier näher einzugehen, war bei ihm jedenfalls das *postkoloniale* Motiv gestaltgebend, die Lage der belagerten palästinensischen Gebiete wahrzunehmen und die dortigen Ausgrenzungs- und Degradierungserfahrungen anzuprangern: vgl. Achille Mbembe, Postkolonie. Zur politischen Vorstellungskraft im zeitgenössischen Afrika, Berlin, Wien 2016 (Paris 2000). Deswegen hätte man ihn in Deutschland nicht mehrfach ausladen müssen und dürfen.

<sup>41</sup> Vgl. Carl Amery, Hitler als Vorläufer. Auschwitz – der Beginn des 21. Jahrhunderts, Darmstadt 1998.

darin möglicherweise beginnenden „Holocaust“ für bestimmte Menschen und Menschengruppen zu identifizieren und zu bekämpfen.

Auch Metz vertritt mit der Singularität von Auschwitz zugleich seine Universalität, indem er die zum Äußersten gekommene Leidenserinnerung und Leidenswahrnehmung auf alles Leiden der Menschen bezieht. Metz verbindet beides in gegenseitig steigernder Dynamik, die Erinnerung an die Shoa und das universale Eingedenken fremden Leides. Auschwitz hat an die Tiefengeschichte der Menschheit gerührt und diese für alles Leiden an die Oberfläche gebracht.<sup>42</sup> So schreibt er: „Dieses ethische Axiom vom Eingedenken fremden Leids ist von höchster politischer Brisanz heute.“<sup>1</sup>

Damit könnte er direkt in den gegenwärtig akuten Diskurs um das Verhältnis von Shoa Erinnerung und postkolonialer Leidenswahrnehmung eintreten. „Metz ... became capable of developing and living a theology of resistance and transformation that finds in postcolonial and liberation-theological hermeneutics its closes equal.“<sup>2</sup> So bringt Metz einen „fascinating dialogue with Biblical Hermeneutics in postcolonial and liberation-theological traditions.“<sup>3</sup>

So ist es eine immer wieder neu aufbrechende Quelle der Verfeindung, wenn nur die eigene Leidensgeschichte erinnert wird. So schreibt er: „Unvergessen ist für mich die Szene, in der der Israeli Rabin und Palästinenser Arafat einander die Hand reichen und sich gegenseitig versichern, dass sie künftig nicht nur auf die eigenen Leiden schauen wollen, sondern dass sie bereit seien, auch die Leiden der Anderen, die Leiden der bisherigen Feinde nicht zu vergessen und beim eigenen Handeln in Betracht zu ziehen ... das ist eigentlich Friedenspolitik aus der biblischen Memoria passionis! Ich weiß, dass die Verständigung auf dieser Basis höchst fragil ist, dass sie große Opfer von beiden Seiten erfordert. Aber gibt es wirklich eine Alternative?“<sup>4</sup>

---

<sup>42</sup> Vgl. Metz, Anamnetik, 159.

<sup>1</sup> Ebd. 160.

<sup>2</sup> Julia D. E. Prinz, *Endangering Hunger for God. Johann Baptist Metz and Dorothee Sölle at the Interface of Biblical Hermeneutic and Christian Spirituality*, Berlin 2007, 208.

<sup>3</sup> Ebd. 207.

<sup>4</sup> Metz, Anamnetik, 160.

Es geht um diese konstruktiven Ansätze, „die die Erinnerungskultur stärken wollen.... Ein demokratisches und menschliches Miteinander bedeutet demnach auch die Anerkennung des Schmerzes und des Leids anderer Menschengruppen in der Geschichte.“ Genau dies ist die postkoloniale Verwurzelung des Kampfes gegen den Antisemitismus. Die Politologin Saba-Nur Cheema schreibt: „Für mich stand die Fluchtgeschichte meiner Eltern nie in Konkurrenz zur Shoah – im Gegenteil: sie war eine Erfahrung, die das Interesse an der Verfolgung der Juden und anderer Minderheiten in der Nazi-Zeit begründete.“ So verbindet uns „der gemeinsame Wunsch, dass sich, egal wo auf der Welt, Auschwitz nicht wiederholen darf.“<sup>5</sup>

So schlage ich vor, dass deutsche Shoa-Erinnerung und internationale postkoloniale Perspektiven sich gegenseitig benötigen und kritisch „ergänzen“, wobei dieses letztere Wort völlig unzureichend ist. Es handelt sich um eine oft schmerzhaft schwebende und gegenseitige Kritik dieser Haltungen, die nie mit Zufriedenheit erlebt werden kann.<sup>6</sup>

## 8. Resümee und Epilog

Es geht im so verstandenen postkolonialen Blick mitnichten darum, den Holocaust zu relativieren, sondern gerade um das Gegenteil: seine generative Bedeutung nicht nur für Israel auf der einen und für Deutschland auf der anderen Seite, sondern auch für die Menschheitsgeschichte überhaupt wahrzunehmen. Der evangelische Theologe Friedrich-Wilhelm Marquardt hat 1983 im Anschluss an Karl Barth davon gesprochen, dass die Geschichte Israels als Geschichte zwischen Gott und Mensch das mikroskopische, exemplarische und stellvertretende Konzentrat *aller* Geschichte sei.<sup>7</sup> Das bedeutet, dass sowohl das Verhältnis JHWHs zu den Juden wie auch das Verhältnis der Christ:innen zum Volk Israel nicht exklusiv, sondern generativen Charakter hat: Was für diese Beziehung nach innen gilt, gilt auch für die Beziehungen nach außen. Was dort jeweils nach innen gelernt wird, gilt auch nach außen: Gott ist nicht nur der Vater Israels,

---

<sup>5</sup> Saba-Nur Cheema, „Die Shoah ist nicht nur deutsche, sondern Menschheitsgeschichte“, in: Die ZEIT Nr. 5 vom 27.1.2022, 7 (beide Zitate).

<sup>6</sup> Vgl. Ottmar Fuchs, Momente einer Mystik der Schweben, Ostfildern 2023, 123-141; vgl. dazu das Themenheft „Konfliktzonen postkolonialer Theologie“ der Theologischen Quartalschrift 202 (2022) Heft 2, hg. von Michael Schüßler und Sebastian Pittl.

<sup>7</sup> Vgl. Friedrich-Wilhelm Marquardt, Die Gegenwart des Auferstandenen bei seinem Volk Israel, München 1993, 18, 198.

sondern der Schöpfer und Vater aller Menschen. Und wie Christ:innen mit dem Volk Israel umzugehen haben, so haben sie auch mit anderen Religionen und Kulturen umzugehen. Sofern all das, was im jüdisch-christlichen Dialog für die gegenseitige Beziehung gelernt wird, auch für die Beziehung zu anderen Völkern und Religionen gilt,<sup>8</sup> ist die erstere Beziehung tatsächlich ein generatives Lernfeld für die Begegnung beispielsweise mit dem Islam.

Die Singularität des Holocaust darf nicht für etwas instrumentalisiert werden, was seine unabwiesbare, darin nicht mehr nur singuläre, sondern auch allgemein gültige Perspektive, vom Leid der Menschen her die Welt zu sehen, hintertreibt. Die Shoa wird sonst kolonial missbraucht, nämlich bestimmtes Leiden nicht sehen zu wollen. Stattdessen gilt es, sich differenziert in den Diskurs zu begeben, nicht zuletzt auch mit Fact Finding Missions, die relativ unmittelbar das Leben der Betroffenen wahrnehmen und entsprechend nachdenken lassen.<sup>9</sup> Dies würde schon mit einer Reiseveranstaltungswerbung beginnen, dass man, wenn man ins Heilige Land, nicht nur nach Israel, sondern auch nach Palästina fahre und die Reise auch entsprechend gestalten wolle.

Der Peruaner Juan Carlos La Puente Tapia schreibt: „Auf die Stimme der Opfer zu hören ist entscheidend für Frage, wie wir uns in den Widerstandsformen anderer Menschen erkennen.“<sup>10</sup> Aus dieser Perspektive benötigen wir so etwas wie eine Entdisziplinierung des Diskurses – von westlicher Disziplinierung ohnehin, vor allem aber auch eine Kritik der jeweils

---

<sup>8</sup> Um die Entweder-Oder Unkultur nicht zu verschärfen, hätte man sich von manchen Organisationen und Vereinen nach der notwendigen Solidarisierung mit Israel eine durchaus auch notwendige Solidarisierung mit dem palästinensischen Volk (und darin mit den christlichen palästinensischen Kirchen) gewünscht, wie etwa vom Katholisch-Theologischen Fakultätentag, dem Evangelischen Fakultätentag und von der Arbeitsgemeinschaft der Alttestamentler und Alttestamentlerinnen (AGAT), jedenfalls soweit ich das bisher wahrnehmen konnte.

<sup>9</sup> Für seriöse und wirklichkeitsbezogene, ebenso analytisch präzise Wahrnehmung und Selbstwahrnehmung der palästinensischen Situation vgl. besonders die Publikationen von Mitri Raheb: <<https://www.mitiraheb.org/en/pdf-list/publications>> (aufgerufen am 20.3.2022).

<sup>10</sup> Juan Carlos La Puente Tapia, Widerstand. Messianische Kraft der göttlichen Anarchie, in: Concilium 56 (2020), 72–80, 74; vgl. Stefan Silber, Postkoloniale Theologien. Eine Einführung, Stuttgart 2021, 143. Es ist richtig, dass ein einfaches Opfer-Täter-Schema die Komplexität der Opfer-Täter-Verteilung in und zwischen Person bzw. Gruppen und Völkern zu schnell zu binären versucht ist. Aber ohne diese analytisch-generative Unterscheidung und jeweilige konkrete Identifizierung gibt es überhaupt keine Wahrnehmung des vitalen Widerspruchs zwischen Leidzufügung und Leiderfahrung in und zwischen Menschen und Gruppen, vgl. Ottmar Fuchs, Die Opfer-Täter-Perspektive als notwendige Basis der Kommunikation des Evangeliums, in: Tobias Kläden/Judith Könemann/Dagmar Stoltmann (Hg.), Kommunikation des Evangeliums, Berlin 2008, 145–157.

herrschenden Formen von Political Correctness.<sup>11</sup> Nach Mark Lewis Taylor präzisiert der Begriff der „Subalternen“ die Benachteiligten einer kolonialen Einstellung bzw. Strategie, weil darin die zwei entscheidenden Begriffsanteile enthalten sind: nämlich ihr Anderssein und ihre Unterworfenheit.<sup>12</sup>

Taylor macht aber auch klar, dass die postkoloniale Einstellungsänderung für westliche Intellektuelle nicht so einfach ist und dass man sich dabei über sich selbst täuschen kann. Der Schreibtisch – und d.h. in diesem Augenblick mein Schreibtisch – ist nicht unschuldig. Er markiert, dass ich nicht zu den Subalternen gehöre. Mein Eintreten für sie benötigt selbst wieder eine Kritik, die nie verabschiedet werden kann und dauerhaft mitschwingt. Denn mein Schreibtisch steht auf einer mächtigen Basis kolonialer Geschichte, historisch wie biografisch wie epistemologisch. Ohne eigene Verwundbarkeit,<sup>13</sup> so Taylor, gibt es keine wenigstens approximative Einstellung, die nicht den Widerstand der Subalternen gegen die Fürsprache der wohlwollenden Intellektuellen provoziert.<sup>14</sup>

Denn auch in dieser Perspektive lauert immer noch das koloniale Muster: nämlich eine epistemische Ausbeutung der subalternen Menschen und Volksgruppen. Man übernimmt dann deren Wissen zu eigenen Bedingungen und begibt sich nicht auf die Bedingungen etwa indigener Völker. Hier braucht es immer die Korrektur einer veränderten Mentalität, vielleicht auch Spiritualität von gleichstufiger Gegenseitigkeit als permanentes inneres Korrektiv. Dies verhindert, dass man den Respekt vor den Eigentümern und Eigentümerinnen der Alternativen vergisst, indem man ihr Wissen für das eigene Wissen extrahiert. Ein solches Extrahieren ist selbst wieder ein expropriierendes Stehlen.<sup>15</sup> Aus dieser Perspektive ist jedes stellvertretende Sprechen für andere hochambivalent, auch wenn es zeitweise die einzige Möglichkeit ist, dass die subalterne Seite über die Macht der Stellvertretung Bedeutung gewinnt.

---

<sup>11</sup> Zur Herkunft des Begriffes Entdisziplinierung in diesem Zusammenhang vgl. Silber, Theologien 153–155.

<sup>12</sup> Vgl. Mark Lewis Taylor, Subalternität und Fürsprache als Kairos für die Theologie, in: Andreas Nehring/Simon Tielech (Hg.), Postkoloniale Theologien. Bibelhermeneutische und kulturwissenschaftliche Beiträge, Stuttgart 2013, 276–299.

<sup>13</sup> Zu meiner doppelten „Verwundung“ (die natürlich nur indirekt ist, weil ich weder Leiden in Verbindung mit der Shoa noch das Leiden der Palästinenser:innen am eigenen Leib erlebt habe) und damit zu meiner doppelten Solidarität in diesem Zusammenhang vgl. Fuchs, Pastoraltheologie, 157–203.

<sup>14</sup> Vgl. Silber, Theologien 142.

<sup>15</sup> Vgl. ebd. 196–197, dort mit Berufungen auf die einschlägigen Autoren und Autorinnen.



